

Am 26. September in der ARD:

Film über die Rußlanddeportation

Gespräch mit dem Autor des Streifens, Günter Czernetzky

Der aus Schäßburg stammende Münchner Regisseur Günter Czernetzky hat im Sommer dieses Jahres mit einem Filmteam des Bayerischen Rundfunks und in Begleitung von drei ehemaligen Rußlandverschleppten aus Siebenbürgen und dem Banat eine Reise in die Ukraine, an die Stätten ihrer Deportation unternommen (die Siebenbürgische Zeitung veröffentlichte bereits eine Vorabmeldung). Dabei ist ein 45-Minuten-Streifen unter dem Titel „Donbass-Sklaven. Verschleppte Deutsche erinnern sich“ entstanden, der am Samstag, dem 26. September, ab 13.30 Uhr, von der ARD (1. Programm) ausgestrahlt wird. Wir drucken hier ein Gespräch mit dem Autor über seine Arbeit an dem Film ab.

Die erste Fernseh-Dokumentation über die Verschleppung von Rumänien-Deutschen in die Sowjetunion während des Zweiten Weltkriegs – Herr Czernetzky, die Recherchen zu diesem Thema sind ja sehr intensiv, umfangreich und wahrscheinlich nicht immer einfach gewesen. Wie haben Sie den Stoff für Ihre Reportage zusammentragen können?

Ich bin selber ein Siebenbürger Sachse und kenne deshalb das Umfeld. Die ersten Informationen stammten aus dem familiären Bereich und aus dem Gebiet meines Heimatortes Schäßburg/Siebenbürgen. Danach habe ich in der Landsmannschaftspresse Aufrufe publiziert, auf die hundertzwanzig Rückmeldungen kamen. Das waren meist sehr umfangreiche Berichte nebst Fotomaterialien – zum Teil auch Tonbandprotokolle. Es schien mir, daß die Bereitschaft, dieses Thema endlich an die Öffentlichkeit zu tragen, sehr sehr groß ist. Das war in der Vergangenheit nicht der Fall. Die Leute hatten große Hemmungen, darüber zu sprechen. In Rumänien war dieses Thema sowieso tabu. Es war den Leuten sogar verboten worden, von ihrer Verschleppung zu berichten.

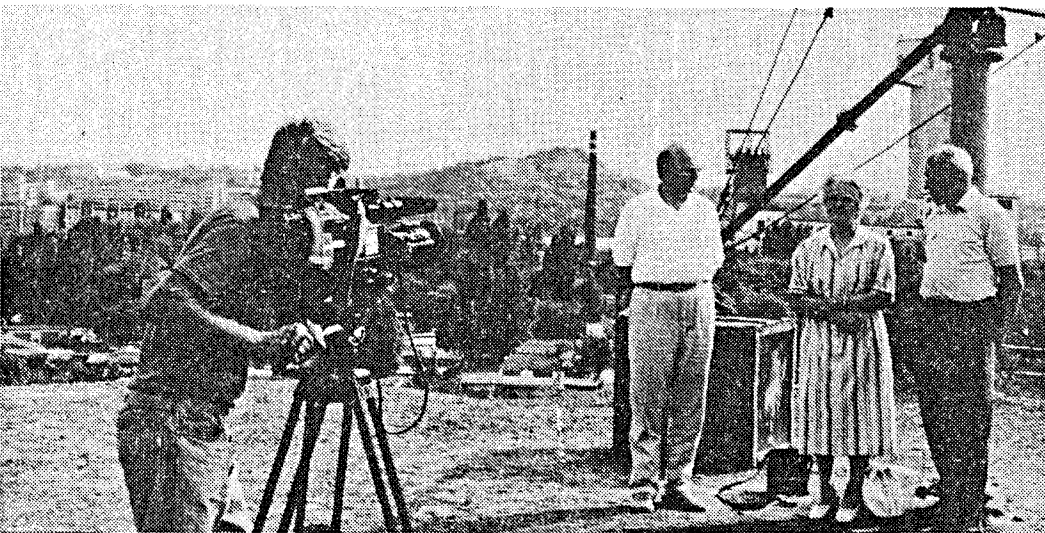
Aus diesen Zusendungen mußten wir dann drei Leute auswählen, mit denen wir vor Ort in die früheren Lager in der Ukraine gefahren sind. Das waren Dnjepropetrowsk, Tschasow Jaw und Stalino, das heutige Donez.

Wie haben Ihre drei Gesprächspartner diese Begegnung mit der Vergangenheit erlebt?

Das schlimmste Erlebnis für die Betroffenen war die Erinnerung an die große Hungersnot. Viele der verschleppten Arbeitssklaven sind in ihren Lagern den Hungertod gestorben. Insgesamt kam etwa ein Fünftel auf diese Art ums Leben. Diese Erfahrung mit dem Tod im Zusammenwirken mit der Sklavenarbeit war wahrscheinlich das Einschneidendste im Leben dieser damals sehr jungen Leute. Das waren ja nicht Soldaten, die in den Krieg gezogen waren, sondern Mädchen und Frauen zwischen 18 und 35 Jahren und Jugendliche und Männer zwischen 16 und 45 Jahren. Die Erinnerung an die menschlichen Grausamkeiten, aber auch an die menschlichen Tugenden in solchen Notsituationen bilden einen weiteren Schwerpunkt in den Erzählungen unserer „lebenden historischen Dokumente“.

Wie ist man Ihnen denn von offizieller Seite begegnet? Sind Ihre Recherchen von ukrainischer Seite behindert worden oder gab es auch Unterstützung?

Beides war der Fall. Die größte Hilfe kam vom ukrainischen Konsulat in München. Konsul Ponomarenko gab uns einen Empfehlungsbrief mit, der uns vor Ort fast alle Türen öffnete. Am meisten hat mich geärgert, daß wir nicht in einem früheren Kriegsgefangenen- und Verschleppungslager drehen durften, dem heutigen Ge-



Der Kameramann Martin Eimer mit den drei ehemaligen Rußlanddeportierten am Ort ihrer Verschleppung: Hans Federspiel, „Liso“ Tontch Schenn und Hans Stein (von links nach rechts).

fängnis von Njepropetrowsk. Trotz großer Bemühungen der Stadtleitung war es nicht möglich, in diesem Gefängnis zu filmen. In Donez dagegen, dem früheren Stalino, haben wir ganz konkret mit dem ukrainischen Fernsehen zusammengearbeitet. Sie waren sehr kooperationsbereit, haben uns auch einen Redakteur beigelegt, der Drehgenehmigungen besorgt und bei der Suche nach Archivmaterial sehr geholfen hat.

Wie lang haben die Arbeiten an dieser Reportage insgesamt gedauert?

Wir waren drei Wochen in der Ukraine unterwegs. Auf dieser Reise haben sich sehr ergreifende Szenen abgespielt. Die Vergangenheit war für

die Betroffenen einerseits sehr belastend, andererseits eine ganz große Befreiung. Ihre Dankesbriefe, die anschließend bei uns eingegangen sind, bezeugen das auf eine sehr rührende und persönliche Art.

Ihre Reise hat ja einer Expedition geglichen.

Durchaus, wir waren auf das Schlimmste vorbereitet und wurden zum Teil sehr positiv überrascht. Wir sind mit unseren drei Gästen noch einmal den gesamten Weg von ihren Heimatorten bis in die Ukraine gefahren. Das sind 3500 Kilometer hin und wieder 3500 Kilometer zurück. Wir fuhren diese Strecke mit zwei BR-Bussen, waren insgesamt acht Personen und hatten natürlich die Schwierigkeiten, uns den wirtschaftlichen Bedingungen in der jetzigen Ukraine anpassen zu müssen: Das begann schon beim spontanen Besorgen der Hotels. Telefonieren ist sehr schwierig, weil meistens niemand die Vor-

wahlnummern kennt. Das ist nicht immer einfach gewesen. Die zwei Herren und die Dame sind immerhin zwischen 65 und 75 Jahre alt. Aber auch das Benzin- und Wasserproblem machten uns zu schaffen. Ebenso die doch recht einseitigen Ernährungsmöglichkeiten. Trotzdem war die Motivation unserer Gäste ungebrochen groß. Sie hätten wahrscheinlich jedwede Belastung auf sich genommen, um diese Fahrt mitzumachen. Und ich hätte noch fünfzig andere gehabt, die sozusagen schon mit gepackten Koffern gewartet haben. Das Bedürfnis nach einem Wiedersehen dieser Verschleppungsorte ist offenbar unbeschreiblich hoch.

Wir tun, was uns eigentümlich ist

(Fortsetzung von Seite 1)

von Präsident Bokesch eröffnet wurde. Der einleitende Festgottesdienst bot Pfarrer Bernhardt nicht nur Gelgenheit, dem eingangs zitierten Bekenntnis aller Teilnehmer zu überlieferter Identität und einem natürlichen Selbstverständnis als Siebenbürger Sachse Worte zu verleihen, sondern auch einen Rückblick in ihre bewegte Geschichte zu tun und daran zu erinnern, wie sie sich trotz Widerwärtigkeiten aller Art menschlich individuell und gemeinschaftlich zusammenstehend, auch weitab von ihrem angestammten Siedlungsgebiet, zu bewahren verstanden haben.

Auf der anschließenden Kundgebung gaben die Ehrengäste dann ihre Grußbotschaften ab: Käthe Paulini sprach erneut im Namen ihrer siebenbürgisch-sächsischen Landsleute aus Kanada, von denen viele nach Youngstown mitgereist waren; Dr. Roland Böbel begrüßte seitens der in Österreich lebenden Siebenbürger Sachsen, Dr. Wolfgang Bonfert im Namen der Föderation und Dr. Günter von Hochmeister seitens der Landsleute aus Deutschland. In seiner Ansprache verwies von Hochmeister u.a. auf die vorrangigen Aufgaben, die zur Zeit in der landsmannschaftlichen Arbeit anstehen: zunächst auf die Notwendigkeit der Hilfe für die Aussiedler, die „nach der sogenannten Revolution in Rumänien“ nach Deutschland gekommen sind, um hier „eine neue Heimat zu finden“, dann auf die nötige Unterstützung der in Siebenbürgen „unter schwierigsten Bedingungen“ verbleibenden Landsleute, für die alles zu tun sei, „was in unse-

ren Kräften steht, ihnen zu helfen, damit sie dort ihre Heimat bewahren können“, und schließlich auf die Bemühungen, „das kulturelle Erbe der Siebenbürger Sachsen, das heute durch die Auswanderung akut bedroht ist, zu dokumentieren, zu sichern, zu bewahren und weiterzuführen“. Der Redner rief die Landsleute aus den USA und aus Kanada auf, die Bewältigung dieser Aufgaben wie bisher großzügig mitzutragen.

Zur Kenntnis gebracht wurden desgleichen eine Grußbotschaft des Siebenbürgen-Forums aus Hermannstadt (sein geladener Vertreter, Martin Bottesch, hatte wegen eines tragischen Vorkommnisses in der Familie nicht rechtzeitig anreisen können) sowie ein Schreiben des nordrhein-westfälischen Sozialministers Hermann Heinemann, darin der SPD-Politiker im Namen seines Hauses, der Landesregierung in Düsseldorf und damit unseres Patenlandes ein übriges Mal versicherte: „Wir werden auch weiterhin, gemeinsam mit den Organisationen der Siebenbürger Sachsen unsere Aufgabe gegenüber den Menschen siebenbürgischer Herkunft bei der Pflege ihrer reichen Kultur verantwortungsbehaftet wahrnehmen.“

Höhepunkt der Festveranstaltung auf dem Heimattag war zweifellos die originalgetreue Darstellung einer siebenbürgisch-sächsischen Bauernhochzeit durch Landsleute aus Cleveland/Ohio unter der Leitung von Erika M. Botsch. Die meisten der Darsteller stammen aus Reichenbach, andere aus Kirtsch, Viktoria-Stadt, Magelei, Mediasch, Reußmarkt, Gürteln, Großbau, Fellendorf, Heltau, Haschagen und sogar aus Gertjanosch. Sie hatten Hochzeitsbräuche aus ihren Heimatgemeinden zusammengetragen und ließen sie nun in einer Art Potpourri vor den versammelten Wiederersthenden: mit dem traditionellen Aufgebot der Brautleute, dem altherwürdigen Handschlag der zukünftigen „Gegenväter“, der Verabschiedung der Braut aus dem Kreis der Jugendlichen und ihrer Familie, dem „Zutragen“ von Striezel, Hanklich, Brot, Eiern und (lebendigem) Geflügel, dem Polterabend, dem Hochzeitszug durch die Gassen der Gemeinde, dem Kirchengang, dem Brauttanz auf dem Dorfanger, dem Heimweg nach dem Gottesdienst mit den Mautforderungen der Nachbarschaften, mit dem „Geben“ und dem abschließenden, in stehenden Redewendungen ausgesprochenen großen Glück-

wunsch für das junge Paar. Als die „Hochzeitsgesellschaft“ abschließend das bekannte volkstümliche Lied „Willst du Gottes Werke schauen, komm ins Siebenbürgerland“ erklingen ließ, griffen zunächst einzelne Stimmen aus dem Publikum den Gesang auf, andere kamen hinzu, und schließlich schlugen alle, auch die, die nicht mitsummten, eine lebendige Brücke nach drüben in die alte Heimat.

Danach gab es in dem großzügig erbauten und eingerichteten siebenbürgischen Klubhaus zu Youngstown für alle Teilnehmer am Heimattag ein richtiges sächsisches Hochzeitsessen, mit Hochzeitssuppe und dem dazugehörigen Kochfleisch, mit Hochzeitsbraten und einem guten Glas Wein. Zum Hochzeitsreigen spielte die „Youngstown Saxon Band“ auf, und bis in den späten Abend hinein wurde gemeinsam gesungen, getanzt, wurden Gespräche geführt und Begrüßungen zelebriert.

Das Fazit dieses Heimattages? Es war eine erfreulich heitere Zusammenkunft von Menschen, die, mitten im Schmelztiegel Amerika sogar in dritter und vierter Generation leben, die zwischen kantigen Iren und vornehm zurückhaltenden Engländern, zwischen wortreichen Italienern und sentimentalischen Griechen, zwischen höflichen Chinesen und zunehmend selbstbewußten Afrikanern, zwischen heimwehgebeutelten Russen und geschäftstüchtigen Japanern ihren eigenen Weg gemacht haben, zum Teil ihrer Muttersprache verlustig gegangen sind, weil schon ihre Urgroßeltern hierher gezogen waren, die aber nichtdestotrotz und mit einigem Stolz von sich sagen: „I'm Saxon!“ – Ich bin (Siebenbürger) Sachse! –, die sich also in natürlicher Weise, genauso übrigens wie auch die Angehörigen der übrigen hier lebenden Völkern, zu ihrer Herkunft bekennen, ihre Überlieferungen pflegen und darüber hinaus bereit sind, für einen grenzübergreifenden Zusammenhalt der Landsleute tätig zu sein. Ist dieses alles ein Status nur „auf Zeit“ oder ist es ein mögliches Modell für den hinzugereisten Siebenbürger Sachsen aus Deutschland und Europa, einem Kontinent, der sich anschießt, ebenso zum Schmelztiegel zu werden, wie Amerika einer ist? Der Gast weiß es nicht. Aber er weiß, daß er dort auf Leute gestoßen ist, mit denen ihn durchaus ein „gemeinsamer Nenner“ verbindet. Hannes Schuster

Schwankend im Winde . . .

Wer fragt schon nach den Aussiedlern, wenn Monat für Monat die „Erfolgsbilanz“ des Bundesministeriums des Innern veröffentlicht wird, die unter den Überschriften „Aussiedlerandrang läßt nach“ oder „Zahl der Aussiedler stark gesunken“ Eingang in die Presse findet? Man hat mit Verwaltungsmaßnahmen das erreicht, was als innenpolitische Entlastungsmaßnahme wohl auch notwendig war, mit einem Aussiedleraufnahmegesetz, das für den, der als Deutscher unter Deutschen leben will, eine beträchtliche Anzahl von Hürden aufrichtet, die zu nehmen jetzt schon eine Wartefrist von anderthalb bis zwei Jahren abverlangt. In den Mittelpunkt des Interesses sind vielmehr die Asylbewerber und ausländischen Wirtschaftsflüchtlinge gerückt, darunter die große Schar der Zigeuner aus Rumänien, die in den überquellenden Asylantenheimen und deren Umgebung mit ihrem Benehmen dazu beitragen, Gefühle scharfer Ablehnung unter den einheimischen Bewohnern zu provozieren. Kein Wunder, daß erst recht nach den Vorfällen in Rostock und anderen Städten Ostdeutschlands die Debatte des Deutschen Bundestages über den Haushalt 1993 über weite Strecken von dem Asylantenproblem überschattet war.

Eher verwunderlich ist da die noch in das „Sommerloch“ des Parlaments fallende Forderung des Generalsekretärs der CDU Baden-Württembergs, Volker Kauder, der Zuzug „Deutschstämmiger“ drastisch zu begrenzen und nur noch der Erlebnissgeneration den ungehinderten Zuzug nach Deutschland zu gestatten, ein Vorschlag, den die „Südwest-Presse“ mit der Schlagzeile versehen hat: „Landes-CDU vollzieht Wende in der Aussiedlerpolitik“.

Auch wenn sich Parteifreunde von der Forderung Kauders, der auch Bundestagsabgeordneter ist, distanziert haben, fällt doch auf, daß nach den Attacken prominenter Sozialdemokraten – wie Ministerpräsident Lafontaine – mit dem gesunkenen Popularitätswert nun auch ein prominenter Parteifunktionär der Union ins Wackeln geraten ist. Die „Angst“ vor den rund 2 Millionen Deutschen oder Deutschstämmigen aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion, die trotz aller „Neuen Hilfen“ für die Deutschen in den Aussiedlungsgebieten sich eher für die Aussiedlung als für das Bleiben entschließen werden, treibt auch die Parteien der Union in die Richtung einer falschen Aussiedlerpolitik. In der Welt einer neuen „Völkerwanderung“ aus Ost nach West muß das Tor für die Deutschen offenbleiben.

Immerhin befürworten in NRW nach einer vom Düsseldorf Sozialministerium in Auftrag gegebenen Umfrage 58 Prozent einen „geregelten Zuzug von Aussiedlern durch Aufnahmequoten“. Andererseits betrachten nur noch 39 Prozent die Aussiedler als Deutsche, die man nicht wie Ausländer behandeln dürfe.

Schließlich ist nach der Studie des Rheinisch-Westfälischen Instituts für Wirtschaftsforschung erwiesen, daß die Zuwanderung von Aussiedlern, Übersiedlern aus der ehemaligen DDR und Ausländern – in einem Umfang von 3,6 Millionen von 1988 bis 1991 – sich in Westdeutschland durch einen zusätzlichen Zuwachs des Sozialprodukts von 1,3 auf 3,8 Prozent jährlich bemerkbar gemacht habe. Die Zuwanderer hätten allein im Jahr 1991 an Steuern und Sozialversicherungsbeiträgen rund 30 Milliarden aufgebracht. Selbst wenn man die Aufwendungen des Staates für die Zuwanderer davon abziehe, verbleibe immer noch ein „Gewinn“ für die öffentlichen Haushalte in Höhe von 14 Milliarden. Dies sollte auch jenen zu denken geben, die jetzt in der Gefahr sind, ins Schwanken zu geraten. dr



Auf dem Heimattag in Youngstown überbrachte Haro Schuller, geschäftsführender Vorsitzender der SJD, die Grüße der Teilnehmer am Föderationsjugendlager 1992 in Kanada. Foto: G. v. Hochmeister

Knapp 1300 Neuzugänge im August

Wie Arnold Lukas aus der Durchgangsstelle Nürnberg mitteilt, sind von den bundesdeutschen Aufnahmeeinrichtungen im August dieses Jahres 1295 Aussiedler aus Rumänien registriert worden. Das ergibt heuer eine Gesamtzahl von bisher 8849 Neuzugängen. Seit dem Umsturz vom Dezember 1989 in Rumänien haben dieses Land 152 177 Aussiedler in Richtung Bundesrepublik verlassen.